

(Nachdruck verboten.)

34)

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Untertweg sagte Steinert:

„Auf diese Weise sind es nur achtausendfünfhundert Mark, aber achtausendfünfhundert Mark sind besser als gar nichts. Und wenn Frenzel zu der Erbschaftsfrage Fiduaz hat, gewährt er uns jeden Kredit.“

„Freitag darf keinen Groschen verlieren,“ erwiderte Kessler, ohne auf Steinerts Worte einzugehen.

„Selbstverständlich nicht!“

„Ich verstehe nicht, was Freitag bei Frenzel soll.“

„Sie sind in manchen Dingen unschuldig wie ein Kind. Diese Erbschaft ist der Köder, mit dem wir Frenzel fangen. Der Mann hat eine feine Nase . . . Lockt ihn das Geschäft, so wird er sich uns erkenntlich erweisen. Und auf der anderen Seite erweisen wir noch Freitag einen Liebesdienst, denn uns beiden steht doch, weiß Gott, nicht der Kopf danach, die Sache energisch in die Hand zu nehmen.“

Kessler nickte zerstreut.

Das Gespräch zwischen Frenzel und Freitag hatte einen ganz geschäftsmäßigen Verlauf.

Herr Frenzel ließ sich die Angelegenheit genau erklären, unterbrach die oft wirren Auslagen Freitags durch Zwischenfragen und machte sich eifrig Notizen. Hierauf erkundigte er sich über die Rolle, die Steinert in der Angelegenheit bisher gespielt hatte, und lächelte zuweilen still in sich hinein. Dann fragte er Freitag, ob er die Vollmacht, die er Kessler gegeben, eventuell auf ihn übertragen würde.

Freitag gab hülflose und ausweichende Antworten.

Frenzel drängte ihn nicht.

Man würde sich schon über alle weiteren Punkte einigen, sagte er; zunächst müßte er auch selber seine Recherchen anstellen.

Vom Bureau Frenzels fuhr Freitag sofort zum Bauplatz. Kessler hatte ihm gesagt, er würde ihn dort treffen.

„Baumeister, der Mann gefällt mir nicht,“ brachte er erregt hervor, „der Mann ist schlauer als wir beide zusammengenommen.“

„Wenn Sie kein Vertrauen haben, so bleibt alles beim alten und die Vollmacht wird nicht übertragen . . . Es ist vielleicht auch besser so! Ich benütze dann Frenzels Dienste, soweit es mir paßt!“

„Das wäre mir schon das Liebste!“

Er drückte Kessler dankbar die Hand und legte dann seinen Arm vertraulich in den des Baumeisters.

„Kommen Sie, Baumeister, wir trinken noch gemütlich eine Flasche Wein!“

„Gern!“

Eine Viertelstunde später saßen sie in der Weinstube.

Der Rittmeister bestellte Mumm extra Dry.

Sie tranken eine Weile ganz still, und jeder hing seinen Gedanken nach.

„Vielleicht,“ unterbrach der Rittmeister das Schweigen und schnalzte hörbar mit der Zunge, „vielleicht jage ich nur einem Phantom nach . . . Sie haben doch auch schon gehört, daß man gewissermaßen unter einer Zwangsvorstellung stehen kann . . .“

„Das verstehe ich nicht ganz, Herr Freitag!“

„Na, ich meine, man kann um einer Rechtsidee willen zum Fanatiker werden — par exemple Michael Kohlhaas? — Sie kennen doch Michael Kohlhaas? — Kerl wird Querulant, weil man ihn schweinemäßig behandelt hat.“

„Nun ja,“ sagte Kessler, „das Rechtsgefühl in dem Manne war stärker als alles andere ausgeprägt.“

„Sehen Sie,“ nahm Freitag das Wort wieder auf, „das kann nur einer begreifen, der ebenso veranlagt ist . . . Man fühlt sich halt zerbrochen, solange man sein Recht nicht wieder hergestellt hat . . .“

„s ist ein verflirtes Ding, Baumeister . . .“

„s ist, um die Wände einzurennen! Kann ja sein, daß man nur einem Phantom nachjagt . . . daß man unter einem kranken Willen steht, der einen elend macht . . . Denn sehen Sie — an und für sich könnt' ich mich ja beruhigen, könnt' ich mir

ja sagen — so viel hast du, um bis an dein Lebensende einigermaßen durchzukommen . . . scher dich den Teufel um das Gesindel und mach dich nicht verdreht . . . Ich glaube manchmal selber, daß ich bei der Geschichte noch verrückt werde, Baumeister . . . ich leide nämlich seit einiger Zeit an einem scheußlichen Kopfschmerz . . . Finden Sie nicht auch, daß ich auffallend altere? . . .“

Kesslers hatte sich bei diesem Erguß eine peinvolle Stimmung bemächtigt. Am Ende ist er wirklich gemütskrank, dachte er.

Bei der zuletzt an ihn gerichteten Frage schrak er zusammen.

„Im Gegenteil — ich finde, Sie sehen besser denn je aus,“ sagte er beruhigend.

„Um — meinen Sie! . . . Nun, das freut mich — freut mich aufrichtig! . . . Die Blase spekuliert ja nur darauf, daß ich ins Gras beiße . . . Den Gefallen möchte ich ihr nicht tun.“

„Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle täte, Herr Freitag?“

„Nun?“

„Ich würde in gesunden Tagen Testament machen.“

„Testament? . . .“

„Nun ja — damit Ihre Erben Ihre Rechtsansprüche weiter verfolgen können.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Rittmeister und kniff die Augen zusammen.

„Es kann doch jedem etwas Menschliches passieren. Nehmen wir einmal an, Sie stürben, bevor dieser Rechtsstreit zu Ende geführt wäre!“

Freitag lachte grell auf.

„Das könnte denen so passen! — Uebrigens wozu soll ich Testament machen?“

„Besitzen Sie denn keine Anverwandten?“

„Ich habe keine Seele auf Erden!“

„Na, es wäre ja dann noch immerhin möglich, daß Sie irgend eine öffentliche Anstalt zu Ihrer Univerfalerbin einsehen — auch wenn Sie keinen anderen Zweck damit verfolgten, als den, daß Ihre Rechtsansprüche durchgeführt werden.“

Freitags wasserhelle Augen wurden unruhig.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht!“ sagte er, während er mit beiden Händen an seinem Schnurrbart zog.

„Sie können es sich ja in jedem Fall durch den Kopf gehen lassen.“

„Da ist nichts zu überlegen . . . Sie haben vollkommen recht!“

Er blickte tief in sein Glas hinein und murmelte beständig vor sich hin.

„Testament . . . Testament . . . Testament!“

Dann nahm er plötzlich sein Notizbuch hervor.

„Hören Sie — ich glaube, es ist besser, wenn ich mir die Sache aufschreibe . . . Sie meinen also im Ernst, ich soll ein Testament machen?“

„Ich rate allerdings dazu. Im übrigen haben Sie ja Zeit . . . Sie brauchen nichts zu übereilen . . . Sprechen Sie erst mit anderen darüber.“

Die Unterhaltung begann dem Baumeister lästig zu werden. Er war jetzt davon überzeugt, daß der Rittmeister nicht ganz richtig sei. Unruhig rückte er auf seinem Stuhl hin und her. Dann zog er die Uhr hervor und sagte hastig:

„Herrgott, ist das spät geworden! Sie müssen mich entschuldigen, Herr Freitag, aber ich habe noch eine wichtige Konferenz vor mir . . . Kellner, zahlen!“

„Meine Sache, Herr Baumeister! Meine Sache! Das wäre ja noch schöner!“

„Gut — das nächste Mal sind Sie mein Gast. Leben Sie wohl, Herr Freitag!“

Er entfernte sich rasch.

Der Rittmeister blickte ihm durch das Fenster nach und verfolgte mit sonderbar zärtlichen Blicken die Gestalt des Davoneilenden.

„Kellner — noch eine Flasche von derselben Marke!“ brachte er mit schwerer Zunge hervor.

Der Abend brach herein. — Der Rittmeister trank mit verglasten Augen, wirre Worte vor sich hinhinmurmeln . . .

Dreißigstes Kapitel.

Frenzels Privatwohnung lag am Kurfürstendamm. Er wohnte in einem dieser prunkvollen, palastartigen Häuser, die im westlichen Teile Berlins während des letzten Jahrzehnts wie die Pilze emporgeschossen sind.

Mit gemischten Gefühlen stieg der Baumeister die hell erleuchtete Treppe hinauf.

„Das wird eine bittere Sache werden,“ hatte er zu Grete Anders gesagt, als er im Frack vor ihr stand und sie behutsam ihm den weißen Schlips umband.

Er verspürte ein gelindes Grauen . . . Am liebsten wäre er jetzt noch umgelehrt. Nie im Leben hatte er gedacht, mit diesen Kreisen in Verührung zu kommen! — Und nun mußte er noch freundlich sein und schöne Worte machen. Denn außer dem persönlichen Kredit, den Frenzel gewähren mußte, war er auch nach Steinerts Aussage der einzige Mann, der durch seine Beziehungen zu den Banken Hypotheken schaffen konnte. Was blieb da anderes übrig, als antiquierte Vorurteile über Bord zu werfen! Man mußte, wollte man vorwärts kommen, als moderner Mensch fühlen und handeln.

Die Entree war nur angelehnt. Auf dem blanken Messingbild las er: „S. Frenzel.“

Der Diener öffnete jetzt die Tür, nötigte ihn zum Eintreten und war ihm beim Ausziehen des Mantels behülflich. Einige Minute später fand er sich in dem großen Salon — der Hausherr klopfte ihm cordial auf die Schulter und stellte ihn der Reihe nach vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst das Leben zu verlängern.

Wer möchte von dieser Kunst nicht gern etwas profitieren? Es gibt zwar Philosophen, die mit viel Scharfsein beweisen, daß das Leben eigentlich ein Unglück sei; indes denken sie nicht daran, dieses Unglück von sich zu werfen. Ihre Liebe zum Leben strafft ihre Worte Lügen. Nur hoffnungslos fränke, schmerzzerissene oder geistig zerrüttete Menschen schrecken nicht vor der Selbstvernichtung zurück. Dem körperlich und geistig Gesunden ist das Leben eine „freundliche Gewohnheit“, die er nur aufgibt, wenn er muß.

Die Fülle des Lebens möglichst lange zu erhalten, ein hohes Alter in leiblicher und geistiger Frische zu erreichen, ist der natürlichste Wunsch des Menschen. Darum kämpfen wir gegen alle gesundheitsgefährdenden Verhältnisse im Arbeitsleben, gegen übermäßige Arbeitszeit, ungenügende Ruhepausen, Verkümmern der Nachtruhe, schlecht ventilierte Arbeitsräume und sonstige unsanitere Einrichtungen. Darum verlangen wir besondere Maßnahmen zum Schutz der Kinder und Jugendlichen, der Frauen und Wöchnerinnen. Darum erheben wir die Forderung auf bessere Ernährung und Bekleidung der werktätigen Volksmasse und auf die Entwidlung einer öffentlichen Gesundheitspflege vollkommenster Art.

Aber neben dieser sozialen Fürsorge gibt es auch eine persönliche Pflicht möglichst langer Lebenshaltung, die jeder einzelne an sich selbst zu erfüllen hat. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zwingen uns zwar eine Reihe von schweren Gesundheitsgefährdungen auf, die der einzelne beim besten Willen nicht vermeiden kann. Aber innerhalb dieses Reiches des Zwanges bleibt doch einem jeden noch ein gewisser Spielraum der freien Selbstbestimmung über seine Lebensführung; und es macht einen großen Unterschied, ob man den durch Beruf und Besitzmangel aufgezwungenen noch weitere Schädigungen im privaten Leben hinzufügt, oder ob man jenen lebenskurzenden Momenten mit Vernunft und festem Willen wirksame Gegengewichte schafft.

Können wir unser Leben willkürlich verlängern? — Diese Frage ist unbedingt mit ja zu beantworten. So wahr als wir unser Leben frühzeitig zerstören können, so wahr können wir es innerhalb gewisser Grenzen verlängern. Freilich nicht mit den Wundermitteln, mit denen seit Alters bis auf den heutigen Tag Charlatane und Marktstreifer den, die nicht alle werden, das Geld aus den Taschen gelockt haben. Diese diversen „Lebenselixiere“, die neuerdings meist in Gestalt von Schnäpfen mit entsprechenden, den Tod verzagendem Etikett, dem hochberechnlichen Publikum angepriesen werden, sind nur dazu bestimmt, den Herstellern und Händlern das Leben zu verlängern. Für die Konsumenten bewirken sie oft genug das Gegenteil.

Die wahre Kunst, das Leben zu verlängern, setzt sich zusammen aus der Vermeidung gesundheitsgefährdender und der Befolgung gesundheitsfördernder Gewohnheiten. Die Frage, was die Lebenskraft der Zellen, aus denen sich unser Organismus aufbaut, auf die Dauer schädigt, und was sie stärkt und erhält, ist nun keineswegs in allen Punkten klipp und klar entschieden. Es gibt da mancherlei sich widersprechende Theorien unter den Ärzten und Physiologen selbst. Bei der Dunkelheit, die noch über das eigenliche Wesen der Lebensvorgänge in der Zelle herrscht, ist das kein Wunder.

Außerdem erschwert die große Verschiedenheit der Individuen die Aufstellung fester Normen. Man ist sich z. B. darüber voll-

kommen einig, daß Mäßigkeit in der Nahrungsaufnahme eine der wichtigsten Bedingungen der Gesunderhaltung sei. Aber was heißt „Mäßigkeit“ im bestimmten Falle? Was für den einen noch mäßig ist, kann für den anderen schon ein durchaus schädliches Uebermaß sein. Mit der schablonenhaften Befolgung dessen, was dieser oder jener Forscher in dem beschränkten Bereich seiner Beobachtung als gut erkannt hat, ist es also nicht getan. Die Beobachtung der eigenen Natur und die denkende Modifizierung der „allgemeinen“ Regel für den besonderen Fall muß immer noch hinzutreten.

Mit diesem Vorbehalt können uns aber die Erfahrungen und Urteile berufener Forscher auf diesem Gebiete zu großem Nutzen reichen. Eines der besten Bücher über Langlebigkeit ist H u f e l a n d s „Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“. Christoph Wihl. Hufeland wirkte in den Jahren 1809 bis 1836 als Professor der Medizin an der Berliner Universität und galt als einer der tüchtigsten Ärzte und Naturwissenschaftler seiner Zeit. Seine in alle Sprachen der Welt überfetzte „Makrobiotik“ ist heute zwar in einzelnen Punkten veraltet; nichtsdestoweniger ist sie in der Hauptsache noch durchaus lesens- und beherzigenswert. (Neclams Verlag; gebunden 1.20 M.)

Neuerdings ist eine kleine Schrift über unser Thema erschienen, die eine gute, moderne Ergänzung zu dem Hufeland'schen Buche bildet, und die hiermit Jung und Alt zum nachdenklichen Studium empfohlen sei. Der Verfasser, Dr. Hermann Weber, gibt die Erfahrungen seiner 50jährigen Praxis als Arzt, die er durch das genannte Studium des Lebens von mehr als 100 sehr alt gewordenen Personen noch erweitert hat. Außerdem ist er selbst ein praktisches Beispiel dafür, was man durch eine vernünftige Lebensweise erreichen kann. Obgleich seine beiden Eltern kurzlebig waren und er von Hause aus eine belastete und schwache Gesundheit mitbrachte, hat er es zu einem Alter von über 80 Jahren gebracht und sich dabei eine seltene Frische und Leistungsfähigkeit erhalten. Er übt noch heute seinen arbeitsreichen Beruf aus und unternimmt alljährlich Reisen mit großen anstrengenden Marschen oder gar Klettertouren im Hochgebirge. Die Urteile und Ratsschläge eines solchen Mannes verdienen jedenfalls ernste Beachtung.

Es würde zu weit führen, hier im einzelnen darzulegen, was Weber über das Maß, das Was und das Wie der Nahrungsaufnahme, über die Hygiene des Schlafes, die Notwendigkeit körperlicher Bewegung in frischer Luft und regelmäßiger Atemgymnastik usw. sagt. Man möge das in dem Buche selbst nachlesen. Hier sei nur ein Punkt hervorgehoben, dem Weber eine hervorragende Bedeutung für die Verlängerung des Lebens beimißt.

Ein reges geistiges Leben ist nach Weber eins der bedeutungsvollsten Mittel, den ganzen Organismus bis ins hohe Alter hinein gesund und frisch zu erhalten. Die auffallende Langlebigkeit zahlreicher geistig hervorragender Männer wie Kant, A. v. Humboldt, Goethe, Rante, Mommsen u. v. a. auf der einen Seite, und auf der anderen Seite der rasche Verfall vieler alternder Beamten, Geschäftsleute usw., sobald sie von der Berufsarbeit befreit sich einem interesselosen Nichtstun überlassen, sind Erscheinungen, die für die Wichtigkeit dieser Auffassung sprechen. Weber führt aus seiner ärztlichen Praxis eine Reihe von drastischen Fällen an, wo es ihm gelang, durch Erweckung neuer geistiger Interessen den bereits eingetretenen senilen Verfall des Organismus auf Jahre hinaus aufzuhalten.

Es ist bekannt, wie belebend die Erfassung eines großen Gedankens, eine begeisterte Idee, eine frohe Hoffnung, ein errungener Erfolg auf unseren physischen Organismus wirkt. Durch Experiment hat man nachgewiesen, daß jeder lebhaftere Gedanke eine vermehrte Blutzufuhr zum Gehirn zur Folge hat. Von dem lebhafter funktionierenden Zentralorgan geht dann ein stärkerer Lebensimpuls auf das gesamte Nervensystem über. Denken wir uns diesen Einzelfall oft wiederholt; denken wir uns das geistige Leben durch lebhafte und mannigfache Interessen ständig bewegt, so wird die stete reiche Blutzufuhr zum Gehirn diesem eine bessere Ernährung und eine Entwidlung zu dauernder hoher Kraft verschaffen. Ein so entwickeltes und in starker Lebenskraft erhaltenes Zentralorgan entsendet aber auch einen stärkeren Strom von Lebensenergie durch das ganze System der Nervenbahnen, als dies ein unentwickeltes, schlecht ernährtes Gehirn zu tun vermag.

Von dieser Auffassung aus bewirkt Weber die vielfach von Ärzten und Laien vertretene Auffassung, daß möglichst viel Ruhe, besonders in späterem Lebensalter, die Lebenskraft erhalte. So notwendig ein angemessenes Maß von Ruhe und Schlaf ist, so schädlich ist nach seiner Meinung absolutes Nichtstun und zu viel Schlaf. „Langes Schlafen“ — sagt er — „gehört sicher nicht zu den Verhütungsmitteln des frühen Alterns. Während des Schlafes sind wahrscheinlich die Gehirncapillaren weniger aktiv und verfallen früher senilen Entartungen der einen oder anderen Art.“

Die gegenteilige Auffassung, daß Untätigkeit und viel Schlaf die Kräfte des Körpers „schonen“, daß darum diejenigen, die möglichst lange in den Tag hinein schlafen und jede lebhaftere körperliche Bewegung oder geistige Erregung meiden, die beste Gewähr für langes Leben haben, geht von der Vorstellung aus, daß jedem

*) „Die Verhütung des frühen Alterns. Mittel und Wege zur Verlängerung des Lebens.“ Von Sir Hermann Weber, M. D., Arzt am deutschen Hospital in London. — Sonderabdruck aus „Deutsche medizinische Wochenschrift“ und „Zeitschrift für diätet. und physikal. Therapie“. — Verlag von Krüger u. Co., Leipzig. 1.50 M.

Menschen ein bestimmtes Maß von Lebenskraft zugemessen sei, von dessen schnellerem oder langsamerem Verbrauch die Länge seines Lebens abhängt. Demertegen sagt Weber:

„Die ganze Theorie, daß durch reichliche geistige Tätigkeit und körperliche Bewegung das Leben verkürzt, und daß das gegebene Maß von Lebenskraft früher verbraucht wird, ist nach meiner Erfahrung unrichtig. Ein gewisses Maß ist allerdings nötig, und Perioden der Ruhe sind gut; aber wir haben es sicherlich nicht mit einer abgemessenen Menge von Kraft zu tun, sondern das Etwas in den Zellen und Geweben, das lebendige Material, welches der Neuerung der Kraft zugrunde liegt, wird durch reichliche Tätigkeit, so lange sie nicht unmäßig ist, erhalten und fortwährend verjüngt.“

„In anderer Stelle führt er gegen die Theorie von der Abnutzung des Körpers“ aus: „Der tierische Körper ist keine Maschine, die aus toten Substanzen wie Holz oder Leder zusammengesetzt ist, sondern er besteht aus lebenden Organen und Geweben. Diese aber werden durch Tätigkeit nicht nur nicht abgenutzt, sondern im Gegenteil kräftiger ernährt und in besserem Zustande erhalten. Ein Uebermaß von Bewegung ist natürlich schädlich. Arbeit führt allerdings zu Gewebsverlust, der Verlust wird aber ausgeglichen durch vermehrte Zufuhr und gesteigerte Assimilationsfähigkeit.“

Die Mahnung, sich nicht zuviel und zu früh dem süßen Nichtstun bei Tag und Nacht hinzugeben, braucht nun zwar an die werktätige Volksmasse nicht gerichtet zu werden. Die kapitalistische Ordnung der Dinge sorgt schon dafür, daß der Lohnarbeiter nicht zu wenig arbeitet und nicht zu viel schläft. Für die große Mehrheit ist die gegenteilige Mäßigung, die Einschränkung der zu langen Arbeit und die Ausdehnung der Ruhezeit am Plage.

Die gute Lehre, die für die werktätige Berufsarbeiterschaft aus der Darlegung Webers zu ziehen ist, liegt auf dem Gebiet des geistigen Lebens. Wer seinen Organismus vor frühem Altern und vorzeitigem Verfall schützen will, der lasse seine Gehirntätigkeit nicht einrosten. Intellektuelles Leben, Gedankenarbeit, lebhaftes geistige Interesse, erhalten die Lebensenergie frisch und geben Anwartschaft auf ein höheres, leistungs- und gnußfähigeres Alter.

Möge dieser Gedanke vielen ein Ansporn sein zur lebhafteren Anteilnahme an dem geistigen Leben der sozialistischen Bewegung! —
Ed. David.

Kleines feuilleton.

st. Der Maskenmarkt. Maskenverkäufer: Immer 'ran, meine Herren und Damen! Kauff Masken, Masken! Reichste Auswahl! Masken für den Karneval des Lebens. Das Leben ist ein Karneval, nur nicht so lustig, Karreitei an allen Ecken und Enden. Wer keine Maske trägt, kommt nicht vorwärts, wer sein natürliches Gesicht zeigt, wird verhaunt. Kauff, lauff, ohne Maske bringen Sie's zu nichts. So eine Maske ist zwar zuerst etwas unbequem, aber man gewöhnt sich bald daran; es gibt Leute, die sie sogar im Bett nicht ablegen und sich genieren, vor sich selber ohne Maske zu erscheinen. Reichste Auswahl, meine Herrschaften, billig und solid. Immer 'ran!

Hier die Maske der Frömmigkeit. Hochmodern, fein, schid, erst heute sind für den Hof mehrere Dugend abgeholt worden. Sehen Sie nur, wie schön sie die Augen verdrehen kann! Bewundern Sie den täuschenden Gesichtsausdruck von Sanftmut, Unschuld, Seelenreinheit, Uneigennützigkeit, Nächstenliebe. Mit dieser Maske kann man die höchsten Orden ergattern, Hofbanier werden, von Spießbürgern bequem herauslocken, was sie auf die hohe Kante gelegt haben. Daher besonders empfehlenswert für Bankrotteure in spe. Aber Vorsicht, daß Sie nicht ohne sie betroffen werden, wenn Sie am Spieltisch weilen oder zu Sünderrinnen schleichen.

Hier, meine Herren und Damen, die Maske des Patriotismus, unentbehrlich für konservative, liberale und freisinnige Politiker und Wahlkandidaten, Sedansfestredner, Brotwunderer. Ohne diese Maske können Sie weder Kommerzienrat werden, noch im Amt Karriere machen. Wenn Sie die Feder an diesem Mechanismus drücken, ruft sie dreimal „Hurra!“ Kaufen Sie eine! Sie rentiert sich zu mehr als 10 000 Proz.

Hier die Maske der Arbeiterfreundlichkeit, zurzeit sehr modern bei hohen Herrschaften, Ministern und Staatssekretären, Fabrikanten, liberalen Rednern. Sie muß aber mit großer Sorgfalt angelegt und recht fest gebunden werden, denn die Arbeiter sind mißtrauisch und erspähen leicht das Fuchsgesicht darunter. — Und hier dieselbe Fassung in Schwarz, echt römische Fabrikat, unfehlbar wirksam bei Köpfen, die mittels der Schwarzkunst in eine camera obscura (Dunkelkammer) verwandelt sind.

Hier, meine Damen, etwas Apartes für Sie, die Maske der Liebe. Damit können Sie reiche und vornehme Parteien machen, Millionäre an Ihren Triumphwagen spannen, Ihren Courmachern und Männern das Gold spielend aus den Taschen zaubern und sie zu Drahtpuppen und gehorsamen Pantoffelküssen machen.

Kaufen, laufen, meine Herren! Sie finden bei mir alle Sorten auf Lager. Hier die Gesinnungsmaske, unentbehrlich für politische Redakteure und Journalisten, läßt sich durch eine verborgene Vorrichtung mit Leichtigkeit auf jede Gesinnung einstellen.

Hier die Maske der Wohltätigkeit, ein wenig kostspielig, aber äußerst kleidsam, und was die Hauptsache: rentabel, sehr rentabel.

Hier die Maske der Kunstsinigkeit, für Kunstbummley in Ausstellungen und Ateliers, Anwärter auf ein Preisrichteramt und vornehme Protoktoren der schönen Künste.

Hier die Maske der Wissenschaftlichkeit mit dem Doktorhut, unter dem auch Dummköpfe und Hochköpfe vom Nimbus der Weisheit umflossen sind.

Hier die Maske der Wohlhabenheit für angehende Pleiterische. Verschafft sechsstelligen Kredit.

Hier die Respektmaske, ohne die Sie sich in keinem Salon und keiner feinen Gesellschaft sehen lassen können, wo man den erbärmlichsten Tröpfen und ausgemachten Schuften Respekt zeigen muß. . . .

Kaufen, laufen, meine Herrschaften! so lange Vorrat und die Maskerade des Lebens währt. Wer weiß, wie bald die Maskenfabrikation eingestellt wird. Denn wenn einmal der kapitalistische Karneval zu Ende ist und die sozialistische Glode schlägt, dann heißt es: Alles demaskieren! —

t. Die Arzte der Armen. Unter den Australnegern, die man bisher — wohl mit Unrecht — für die am meisten zurückgebliebene Völkerschaft des Erdballes gehalten hat, bestehen Vorschriften für die ärztliche Fürsorge, so weit man von einer solchen sprechen kann, die zu satirischen Vergleichen geradezu herausfordern, aber zugleich an sich höchst merkwürdig sind. Zuweilen scheint es, als ob die verachteten australischen Urmenschen seit langer Zeit manches spielend getrieben haben, was in Europa mit großer Feierlichkeit behandelt wird. Zunächst verdienen die für die dortigen Medizinmänner bestehenden Vorschriften eine Erwähnung. Bei einigen Stämmen dürfen die Ärzte keine heißen Getränke zu sich nehmen und kein Fett essen, bei anderen müssen sie sich aller Lederbissen enthalten, z. B. der dort sehr geschätzten Eidechsen, ferner des Fleisches von wilden Tieren und Hunden. Nur die alten, grauhäarigen Medizinmänner dürfen alles essen und dann sogar von ihren jüngeren Fachgenossen verlangen, daß sie die für sie selbst verbotenen Delikatessen heranzuschaffen. Tatsächlich haben die alten Doctoren und besonders der spezielle Lehrer das Recht, einen jüngeren, der gegen ihre Vorschriften handelt, einfach zu töten. Alte wie junge Ärzte sind verpflichtet, gegenüber dem Publikum eine sehr bestimmte und gleichmäßige Haltung zu wahren. Alle Krankheiten werden durch das Vorhandensein von Fremdkörpern erklärt. Beispielsweise glaubt man, daß ein Kranker irgendwo in seinem Körper an unrechter Stelle einen Knochen habe. Es ist dann die Aufgabe des Arztes, diesen Knochen an seinen richtigen Ort zu bringen und seinen weiteren Wanderungen, die sich gewöhnlich vom Kopf nach unten hin vollziehen, ein Ziel zu setzen. Bei anderen Stämmen ist die Heilkunde noch sonderbarer, wird übrigens auch gelegentlich von Weibern ausgeübt. Arzt zu werden ist bei den Australnegern nicht leicht, denn es gehört dazu eine lange und strenge Vorbereitung. In diese Zeit fallen gewöhnlich auch Visionen, in denen der Kandidat der Medizin sich mit einem Schutzgeist unterhält und mit ihm „Eingeweide austauscht“. Der Einfluß des Medizinmannes beruht fast ausschließlich auf einem Amulet, das in der Nase getragen wird. —

Kulturgeschichtliches.

ge. Weibliche Trunkenbolde im Mittelalter. Häufig sind im Mittelalter und dann im 16. Jahrhundert Verordnungen, durch die die Behörden der Trunksucht der Frauen zu steuern suchten. Der Rat zu Heilbronn fertigte im Jahre 1561 einen Erlass aus, in dem es heißt: „Dem Trunke ergebene Weiber sollen vom Stadtsnechte herumgedängelt und ihnen an den Kopf ein Zettel angeheftet werden mit den Worten: „Verstoffene Krugsurichel“. — In München wurden unter dem 19. April 1566 und 16. Christmond 1570 Verbote erlassen, aus denen man ersieht, daß damals Weiber und Kinder bei den Weinen von Oesterreich und Welschland gleich Männern zechen lernten, während merkwürdigerweise vom Bier darin keine Rede ist. Dagegen wendete sich im Jahre 1576 die „aus gemeiner Bürgerschaft“ zu Vorna an den Rat ihrer Stadt mit dem Gesuch, „daß den Weibern am Abend die Bierzechen verboten sein sollten, in Ansehung, daß daraus allerhand Unrecht und Beschwerung nicht allein dem Wirte, sondern auch den Personen, so die Zeche für sie bezahlen müssen, entstände. Und während die Weiber säßen und zechten, ging's daheim im Haus und Hof übel zu mit dem Gesind und den Kindlein.“ Der Chronist fügt jedoch betrübt hinzu: „Hat solches aber nit viel helfen wollen, und mag wohl deren Weiblein Einrede das Meiste dazu beigetragen haben“. —

Medizinisches.

hr. Wurstvergiftung. Wurstvergiftung wird am häufigsten nach dem Genuß von Leber- und Blutwürsten beobachtet, also bei einer Ware, die recht fett und wasserhaltig ist und daher besonders leicht verdirbt. Gewöhnlich sind die Würste nicht ausreichend gelocht und geräuchert worden, so daß das Kochen und Räuchern nicht bis zum Innern der Würste vordrang, daher erkrankten oft Menschen, welche von der Mitte der Wurst gegessen haben, während die Wurstenden unschädlich sind. Schon einige Scheiben Wurst, bei welchen der die Krankheit hervorrufoende Spaltpilz zur Entwicklung gelangt ist, genügen, um die Vergiftung zu erzeugen. Manchmal ist die giftige Wurst schon an ihrer veränderten Farbe, an ihrem unangenehmen Geruch und am widerlichen Geschmack zu erkennen, manchmal fehlen aber auch diese warnenden Zeichen. Das Krankheitsbild der Wurstvergiftung ist ein außerordentlich charakteristisches.

Schon einige Stunden nach dem Genusse der Wurst stellen sich die ersten Zeichen ein, bestehend in Magendarmstörungen, Uebelkeit, Magendruck, Brennen im Magen, Erbrechen und Kopfschmerzen. Dann folgen regelmäßig gewisse Muskel- und Nervenlähmungen. Infolge Lähmung der Augenmuskeln tritt Doppelsehen auf, infolge Lähmung der Lidmuskulatur können die Augen nicht geöffnet werden, die Lähmung des Gaumens bedingt Unfähigkeit zu schlucken, die Flüssigkeiten fließen durch die Nase zurück, das Sprechen ist erschwert, die Haut und Schleimhaut ist trocken. Der Tod erfolgt oft an Herzschwäche. In dieser Weise verlief auch die Krankheit, die kürzlich in Pest zur Beobachtung kam. Drei kräftige gesunde Soldaten, die alle von derselben Wurst gegessen hatten, erkrankten sechs Stunden nach dem Genuss derselben, sie fanden Aufnahme im Pester Garnison-hospital. Glücklicherweise gelang es, sie zu retten, doch zog sich die Krankheit mehrere Monate hin. Um der Wurstbergiftung vorzubeugen, ist peinlichste Reinlichkeit bei der Fabrikation erforderlich, auch muß die zum Aufbewahren bestimmte Ware ausreichend lange gelocht werden. —

Aus dem Tierleben.

tt. Fremde Gefänge bei der Haubenlerche. Es gibt unter unseren Singvögeln eine gewisse Anzahl, welche die Gesangsweisen anderer Vögel sehr gut nachzuahmen wissen. So besteht das Lied des sogenannten Gelbspöiters zum Beispiel aus einer Reihe von Melodien anderer Vögel; auch der Star ist ja bekannt durch seine Nachahmung fremder Laute. Man nennt die Vögel, die diese Begabung besitzen, Spötter. In einzelnen Fällen scheinen aber auch Vögel, die nicht zu den Spöttern gehören, Locktöne und Gefänge anderer Genossen ihrer Klasse nachzuahmen. So berichtet dies Ph. Depolla in der „Naturwissensch. Wochenschrift“ (1905, Nr. 2) von der Haubenlerche. Die Erscheinung war ihm schon seit einem Jahre aufgefallen, besonders aber im vergangenen Herbst, als die Tiere nach der Mauser wieder zu singen begannen. Oft hörte er die rollenden Locktöne des Grünfinken, bisweilen ahmte die Haubenlerche auch Bruchstücke aus dem Gesang der Hänflinge nach, ferner das „Witwit“ der Rauchschwalben und den Warnungsruf derselben. Eine Haubenlerche ließ den eintönigen Gesang des Hausrotschwänzchens: „Te te te chiri fi fi fi“ ertönen. Besonders überrascht war der Beobachter, als er an einem Märztag über seinem Gehöft die Locktöne einer Bachstelze hörte. Er suchte vergebens nach der Sängerin, denn die Zeit, wo die Bachstelzen ankommen, war noch nicht da. Er entdeckte aber, daß es eine Haubenlerche war, welche die fremden Laute hören lassen. Tatsächlich trafen die Bachstelzen erst nach mehreren Tagen ein. Die Haubenlerche mußte also deren Lied noch vom vorigen Sommer her im Gedächtnis behalten haben. Heiter wirkte im Gesange eines solchen Vogels das „Zilp-zalp, schilip—belp—bily“, das eine Schar zankender Spatzen hören läßt. Der Beobachter ist sicher, daß alle die vernommenen Laute wirklich von Haubenlerchen herrührten, denn er konnte in jedem Falle leicht konstatieren, daß kein anderer Vogel zugegen war. Die fremden Einlagen hoben sich klar ab, sie unterschieden sich deutlich von dem normalen Gesange der Haubenlerche. Man hört sie auch nur selten und nur von einzelnen Individuen. Die Vögel, deren Laute die Haubenlerchen nachahmten, halten sich alle in der Nähe von Gehöften auf, Schwalben, Rotschwanz, Hänfling, Grünfink, Bachstelze, Spatz. Die Lieder anderer Sänger wurden nie vernommen. Damit ist festgestellt, daß die Haubenlerche nicht etwa zufällig ungewohnte Töne vernehmen ließ, die nur als Laute bestimmter Vögel gedeutet wurden. Vielmehr gibt es unter den Haubenlerchen, viellecht auch unter anderen Vogelarten einzelne Individuen, die die Begabung besitzen, sich fremde Melodien anzueignen. —

Technisches.

— Gewaschene Luft für Fabrik-Werkstätten. Das Problem, wie man Luft in natürlicher Reinheit in die Lungen all' jener bringen könnte, welche ihre tägliche Arbeit in der stickigen Atmosphäre großer Fabriksstädte und Geschäftshäuser zu verrichten haben, ist schon oft in mehr oder weniger vollkommener Weise gelöst worden. Nach der englischen Zeitschrift „The Prommenger“ soll der Direktor der Stahlfirma Jbbohon Brothers u. Co., den Inhabern der Globe Works in Sheffield, mit einem von ihm konstruierten Reinigungsapparat gute Erfolge erzielt haben. Anstatt die Luft zu filtrieren, reinigt S. Talbot die Luft mittels Wasser von ihren unreinen und giftigen Bestandteilen, und das Personal der Globe-Werke kann beinahe dieselbe Luft einatmen, wie die Bewohner des Landes. Das System ist einfach und auch nicht kostspielig, wo man Kraft zur Verfügung hat.

Vor der Luft in das Haus eintritt, wird sie mit Wasser gewaschen und im Sommer gleichzeitig gekühlt, was nicht zu unterschätzen ist. Die Luft gelangt durch ein Holzrohr von etwa 7 Meter Höhe, welches oben mit einem feinnasigen Netz abgedeckt ist, in den Reiniger. An dem Umfange eines Ventilators in diesem sind drei weitmündige Kupfernetze angebracht. Das außerhalb des Apparates durch einen Hahn regulierbare Wasser fließt direkt auf die Ventilatorflügel und wird beim Umlaufen des Ventilators gegen die Drahtnetze geworfen und fein zerstäubt, so daß es gut mit der angehaugten Luft gemischt wird. Der Beweis, wie wirksam die Einrichtung ist, war daraus ersichtlich, daß aus dem unten schwarz abfließenden Wasser Hände voll Schlamm ent-

fernt werden konnten. Diese Tatsache muß geradezu beunruhigend wirken, wenn man bedenkt, daß soviel unreine Stoffe in die Lungen der Stadtbewohner gelangen. Eine Analyse des aufgefangenen Niederschlages zeigt, daß er aus 40 Proz. erdiger und 30 Proz. tothiger Bestandteile, 23 Proz. kieseliger Beimengungen und 7 Proz. Eisen besteht. Bei der chemischen Untersuchung des Wassers fand man, daß es 1 Proz. seines Volumens Schwefeldioxyd SO₂ absorbiert. Da der Reiniger täglich 520 Liter Wasser verbraucht, so werden also pro Tag 36 Liter dieses giftigen Gases aus der in die Gebäude und Werkstätten einströmenden Luft abgefordert. In den Globe-Werken dient ein einfacher Heizapparat zum Aufwärmen der Luft. Die ganze Luftmenge des Raumes beträgt etwa 900 Kubikmeter, welche alle zehn Minuten erneuert werden. Durch den Ventilator gehen also etwa 90 Kubikmeter Luft pro Minute und nur etwas über ein Liter Wasser ist notwendig, um diese Menge zu reinigen. Die geringen Ausgaben machen sich demnach reichlich bezahlt. — („Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— Sie übertreibt. Die Gattin eines jungen Malers stürzt aufgeregt in dessen Atelier:

„Glender — ich weiß alles!“

„Blödsinn. Ich wette mit Dir, Du weißt nicht mal, wann Rafael geboren ist!“ —

— Moderne Töchter. Mutter: „Diesem Heiratsvermittler kannst Du übrigens Vertrauen schenken; Deinen Vater habe ich auch durch ihn kennen gelernt!“

Tochter: „Na, nimm's mir nicht übel, Mama, mit dem sind wir doch eigentlich hineingefallen.“ —

— Verhör. „Wie heißen Sie?“

„Jidor Lewy.“

„Hab' ich mir gedacht! — Sie sind wegen Konkurs bestraft?“

„Leider ja —“

„Hab' ich mir gedacht! — Welcher Religion?“

„Plagen sollen Sie, Herr Richterleben — Katholisch!“ —

Notizen.

— Hartlebens lustige Geschichte „Vom gastfreien Pastor“ geht auf eine alte süddeutsche Anekdote zurück. Ein katholischer Pfarrer vom Lande wird von einem Weichkind, das in der Stadt wohnt, hineingelegt. Wer sich für den Spatz interessiert, mag ihn in den Erinnerungen Doepler d. Welt. nachlesen. —

— Einen neuen Wettbewerb für Volksromane schreibt das „Komitee für Massenverbreitung guter Volksliteratur“ aus. Gefordert werden: Spannende, flotte Erzählung, die romanhafte Ereignisse in gutrealistischer Wirklichkeitsdarstellung umfaßt, womöglich dem Humor einen gewissen Raum gewährt und den geistigen Gesichtskreis der Leser ohne die Form der Belehrung zu erweitern geeignet ist. Zu vermeiden ist der Gebrauch der Mundarten sowie alle irgend entbehrlichen Fremdwörter. Als Mindestmaß des Umfanges werden 50 bis 60 Bogen Großoktav angenommen. Es werden drei Preise von 18 000, 12 000 und 8 000 Mark ausgesetzt. Zunächst findet eine Vorkonkurrenz statt, für die nur die ausgeführten Romanmanuskripte der ersten fünf Druckbogen (= 90 Seiten) unter Hinzufügung einer möglichst eingehenden Inhaltsangabe des ganzen Werkes einzureichen sind. Hierfür stehen dem Preisgericht ein Preis von 2000 M. und 9 Preise zu je 1000 M. zur Verfügung. Zugleich mit der Zuerkennung eines Vorkonkurrenzpreises erfolgt die Einladung zur Hauptkonkurrenz. Die Manuskripte sind bis spätestens 10. September 1905 für die Vorkonkurrenz, bis spätestens 1. Juni 1906 für die Hauptkonkurrenz an H. Klassenbach, Berlin SW., Alexandrinenstr. 110, anonym einzulenden. —

— Massenets neue Oper „Cherubin“ wurde bei der Erstaufführung im Theater zu Monte Carlo mit großem Beifall aufgenommen. —

— Die Sektion der Leiche Menzels hat die Tatsache ergeben, daß der berühmte Maler einen ausgebildeten „Wasser-toppf“ besaß. —

— Eine Ballonfahrt über die Alpen. Ein am 9. Februar aus dem Wiener Arsenal abgelassener Ballon hat den sehr seltenen Kurs über die Alpen genommen. Die Fahrtrichtung ging zunächst über Bösendorf nach dem Schneeberge, von da an westlich längs des Nordhanges der österreichischen Kalkalpen. Die Luftschiffer überflogen in etwa 4000 Metern Höhe das Sengengebirge, den Traunstein und Traunsee, das Höhlengebirge und den Attersee und landeten jenseits des Sees im tiefen Schnee. Die Fahrt gehörte zu den seltensten, um so mehr, als der Ausblick auf die im Winterkleide glühenden Gebirgsmassen des Hochschwab, auf das Steinerne Meer, Dachstein, Tauern zc., welche in den prächtigsten Farben glühten, ein geradezu überwältigender war. —